

Prof. Dr. Roland Günter

Utopie eines Museums für die Prozesse der Zivilisierung menschlicher Gewalt

Erster Akt: Eine Bestandsanalyse.

Der Direktor des Staatsmuseums lehnt sich über den breiten Tisch, rückt noch einmal als Verantwortungsträger seine Brille und Krawatte zurecht und sagt dann den Journalisten, die ihn erwartungsvoll anschauen, mit der festen Stimme aller gestandenen Offiziellen: "Ein Museum für Krieg und Frieden ist für uns kein Thema."

"Auch keine Abteilung?" fragt der Rundfunk-Journalist Hartwig Suhrbier.

"Auch keine Abteilung."

Die Rundfunk-Autorin Judith Prieberg bittet um eine Begründung.

Der Museumsdirektor antwortet mit einem Blick in die Menge der Journalisten: "Das hat bisher kein einziges Museum der Erde gemacht. Zweitens sind wir verpflichtet, uns jeder Einseitigkeit zu enthalten. Drittens hat Politik in unserem Hause nichts zu suchen. Viertens gibt es für uns nur die Kunst und sonst nichts als die Kunst. Fünftens sind Krieg und Frieden gar nicht darstellbar. Sie finden statt, aber nicht im Museum."

Dann lehnt er sich in seinen Sessel zurück und sagt lächelnd: "Genügen ihnen diese vielen Argumente, gnädige Frau?"

Eine Stunde später beginnt eine zweite Presse-Konferenz. Das Reform-Komitee stellt sich vor. Es berichtet knapp von der inneren Auseinandersetzung zwischen dem Direktor und den Mitarbeitern.

Jetzt sitzt der Chef in der letzten Reihe und hört zu. Zuvor hatten dort die Mitglieder des Reform-Komitees gesessen.

Die Sprecherin: "Wenden wir uns zunächst der Behauptung zu, Krieg und Frieden fänden keinen Niederschlag im Museum. Das trifft nicht zu. Wir haben den Journalisten eine Dokumentation über die Gemälde zusammengestellt, in denen sie eine Verherrlichung des Krieges finden. Es kann also keine Rede davon sein, daß das Staatsmuseum nicht einseitig sein darf. Es ist einseitig. Und dies seit seiner Gründung. Immer hat es sogenannten Kriegs-Helden abgefeiert."

Die Journalisten möchten nun wissen, was im einzelnen den Krieg verherrlicht. Die Sprecherin projiziert einige Lichtbilder an die Wand.

"Dieser adlige Reitersmann führte ein Kriegsheer an. Das wissen wir aus dem Kontext und sehen wir in einer Anzahl von Details. Das Bild dient der Feier seines militärischen Ruhmes."

Der Journalist Lukas Maria Böhmer möchte wissen, wieviele Bilder dieses Typs es im Museum gibt.

Die Sprecherin: "Wir haben eine Statistik gemacht. Von dieser Art Reitergeneral - heute wäre es ein Panzer-General - sind sieben ausgestellt. Und im Magazin lagern weitere siebzehn."

Der Rundfunk-Journalist Martin Stankowski fragt, ob das Publikum denn ein Kunstwerk als Kriegsbild sehen solle - oder als Kunst.

Die Sprecherin wird bitter. Meine Damen und Herren, Sie treffen mit Ihrer Frage, Herr Stankowski, den Kern der offiziell verhängten und sprachmanipulierten Heuchelei. Unser geschätzter Direktor in der letzten Reihe kann Ihnen dau selbst Auskunft geben."

Alle Journalisten drehen sich um. Martin Stankowski geht auf den Direktor zu: "Herr Professor, dies ist zwar nicht Ihre Presse-Konferenz, aber ein Wort von Ihnen würde uns weiterhelfen."

Umständlich erhebt sich der ältere Herr. "Diese Reiter-Bilder berühren uns, wenn Sie sie historisch lesen wollen, doch überhaupt nicht mehr. Sagen wir: Das ist Schnee von gestern. Zweitens haben wir seit Beginn des Jahrhunderts, nein, schon teilweise früher, einen kunsthistorischen Standpunkt, eine Sehweise, auch für das Publikum: Wir wollen in den Bildern nicht die Geschichte lesen, denn wir sind kein Geschichtsmuseum, sondern die Kunst. Genügt Ihnen diese Auskunft?"

Der Journalist Hartwig Suhrbier antwortet: "Nein, überhaupt nicht. Ich begreife nicht, warum ich in diesem sehr klaren Bild mit meinen durchaus funktionsfähigen Augen und mit dem bißchen Verstand, den ich in Schule, Hochschule, Beruf und Leben ausbilden mußte und nun täglich mit mancher Mühe anwenden soll - ich begreife nicht, warum ich hier keinen Militär-Führer mehr sehen darf, sondern das Pferd an sich, den Menschen an sich, die Luft an sich, die Kunst an sich, den Maler an sich, auch noch mich an sich."

Gelächter.

Die Rundfunk-Autorin Judith: "Gestatten Sie mir noch zwei weitere Fragen, weil wir hier die seltene Gelegenheit haben, Fragen zu stellen."

Der Museumsdirektor ruft dazwischen: "Die Kunst erfordert immer. . ."

Die Rundfunk-Autorin macht eine Handbewegung: "Ich habe ja gar nichts gegen die Kunst. Im Gegenteil. War es nicht die Kunst des Malers, diesen Militär so zu feiern, daß er eine tolle Figur machte? Und dies für ewig und drei Tage? Also für den Nachruhm."

Und dies so kunstfertig, daß die Leute glauben sollten, hier sei Großes in der Welt geschehen? Und daß sie dies für so echt und wahr hielten, daß sie davon zutiefst überzeugt sein mußten? Noch mehr: das es Begeisterung weckte - für das schöne Kriegs-Handwerk und den herrlichen Krieg?"

Der Direktor antwortet mit fester Stimme: "Ich möchte dazu jetzt nichts sagen. Ich bin hier ja nicht auf meiner eigene Presse-Konferenz."

Merkbare Unruhe entsteht. Die Journalisten diskutieren untereinander.

Nach einigen Minuten sagt die Sprecherin: "Die Rede unseres Chefs klingt immer so lange gut, wie sie von der Autorität flankiert wird, die aus mancherlei Gründen den Diskurs unmöglich machen. Das haben Sie gerade erlebt. vergleichen Sie bitte: es ist dasselbe Verhalten, welches schon der Reiter-General hier auf der Leinwand - mit der Hilfe des Malers - besitzt."

Nach einer Spannungspause fügt sie hinzu: "Aber die Zeiten ändern sich."

Die Journalisten erfahren nun einiges über das innere Macht-Gefüge des Museums. Auch über das Spannungsfeld, in dem es zur Politik und zu einflußreichen Kunst-Freunden steht.

Sie erfahren, wie die eine Seite ihre Mittel einsetzt: erst durften die Mitarbeiter die Untersuchung nicht in ihrer Dienst-Zeit anfertigen. Der Direktor behauptet, sie sei dienst-fremd. Die Mitarbeiter sagten, erst die Selbst-Reflexion gäbe dem Museum den wissenschaftlichen Standard, zu dem es verpflichtet sei. Hart auf hart, untersagte der Chef den Mitarbeitern den Aufenthalt nach Dienstscluß. Dies allerdings führte dazu, daß dann zwei Ausstellungen platzten.

Drittes Mittel des Direktors: Keine Äußerung nach draußen ohne Genehmigung. Und der Chef genehmigte nichts. Die Mitarbeiter nahmen sich einen Anwalt. Dieser wandte ein, daß ein Museum in Wissenschaftsfragen keiner Verwaltungsregelung unterliege.

Von den persönlichen Pressionen und Kündigungsandrohungen wollen die Mitarbeiter an dieser Stelle schweigen, um den Prozeß strikt an der Sache zu halten. "Sonst," sagt die Sprecherin, "gibt es eine Schlammschlacht. Ähnlich wie häufig in der Politik ist dies der Seite, der die Argumente ausgehen, hochwillkommen. Denn in diesem verworrenen Knäuel entscheidet genau das, was hier nicht entscheiden darf: die Hack-Ordnung."

Die Grupe der Mitarbeiter legt nun ihre Untersuchung vor. Wir erfahren, wieviele Kriege dargestellt sind. Wieviele Sieges-Fiern. Triumph-Züge kommen uns entgegen.

Der antike Götterhimmel kommt herab und verleiht den Kriegen und den Kriegern Metaphern.

Mit der Hilfe der Götter wird der Krieg sogar ein erotisches Spiel. "Müsen wir ihn nicht lieben?" fragt die Sprecherin.

Den antiken Göttern gesellen sich die christlichen Figuren zu. Wir sehen, wie sich die Wolken öffnen und die Helden in einer eigentümlichen Nachfolge Christi zum Himmel auffahren. Dort oben - so erfahren wir - werden sie wie Könige gekrönt. Auf dem Schildchen am Bild lesen wir: >Apotheose<.

"Solche Bild-Unterschriften müssen gut klingen," ruft ein Journalist dazwischen, "dürfen aber nichts aussagen."

"Oh, doch," entgegnet der Sprecher, "es sagt etwas: wir erkennen die Selbstverständlichkeit, wie Krieg zum herrlichen und geheiligten Ereignis wird. War das ein heiliger Krieg? Und der Helden-Tod ein Himmels-Geschenk?"

Wir erkennen weiterhin, wie Wissenschaft von der Kunst, die doch Wissenschaft sein soll, dis unbefragt hinnimmt." Nun passieren auch die Generationen von Wissenschaftlern, die Kriege verherrlichen¹ oder dazu geschwiegen haben. "Unfaßbar, daß über ein so kontroverses Ereignis wie den Krieg der Diskurs verboten blieb. Wir, meine Damen und Herren, haben ihn nun zu öffnen. Wir brauchen eine Kultur des Discorso."

Am Ende des Berichtes sagt die Sprecherin: "Wir haben Ihnen hier zunächst nur die Bilder gezeigt. Nun fügen wir eine weitere Überlegung hinzu, die auf eine Reform des Museums zielt. Wir fragen: Müssen wir als Institution nicht weit mehr tun als uns lediglich mit dem mehr oder weniger zufällig überlieferten und reliquienhaft behandelten Bild-Bestand auseinandersetzen? Sind wir vielleicht dazu aufgerufen, eine stadt-kulturelle Arbeitsstelle zu sein, die die Auseinandersetzung mit unserer gesamten visuellen Umwelt beginnt?"

Der Rundfunk-Redakteur Hartwig Suhrbier möchte wissen, wie Beispiele dafür aussehen könnten.

Der Sprecher antwortet: "Wir als Museum sollen uns auch mit dem Bild-geschehen in unserer Stadt und in der Region auseinandersetzen. Wir bereiten die Leute vor, draußen auf der Straße genauer wahrzunehmen."

Die Sprecherin: "Wir zeigen einige Früchte des Krieges. Sie kennen die sogenannte Weser-Renaissance. Hat sie mit Krieg zu tun? Die Besitzer vieler Adels-Häuser waren deutsche Söldner-Führer. heimgekehrt legten sie einen Teil ihres Beute-Erlöses in Repräsentation an. Sie bauten neue Fassaden oder Häuser. Mit Stolz weisen sie Militär-Zeichen vor: Kugeln auf den Giebeln."

Der Sprecher zeigt Straßen-Schilder. "Viele tragen die Namen von Massenmördern in Uniform. Generäle und Könige. Andere verherrlichen Stätten des Massen-Mordes."

Dann sehen wir die Denkmäler für die Täter, die dies in Szene setzten.

¹Siehe auch Berthold Hinz, Der Bamberger Reiter. In: Martin Warnke (Hg.), Das Kunstwerk zwischen Wissenschaft und Weltanschauung. Gütersloh 1970.

Die Künstlerin Brigitte Reinert weist auf das Gegen-Denkmal von Alfred Hrdlicka hin.

Die Rundfunk-Autorin Judith Prieberg fragt die Sprecherin, ob sie sich auch vorstellen könne, im Museum in einem Saal oder in einer Abteilung die Folgen des Krieges zu zeigen - ähnlich wie sie in den Zwanziger Jahren ein mutiger Mann in Berlin vorführte. Sie denkt an Hungersnöte, Raub, Erpressung, Abschlachten, Metzereien, Vergewaltigungen, Verstümmelungen, Folter, Terror, Zerstörung, aber auch mentale Verödungen. "Dazu gibt es Bild-Zeugnisse. Soldaten, die mit den Händen das herausquellende Gedärm zurückzudrücken versuchen. Das ist Krieg - und nicht der barocke Pathos-Blick zum Himmel. Die kulinarisch augemachte Glorifizierung hat immer die brutale Wahrheit überdeckt."

Der Rundfunk-Journalist Martin Stankowski weist auf das Tabu hin, das über eine entsetzliche Kulturzerstörung verhängt ist und immer noch verhängt bleibt. "Als 1944 die Alliierten zum Westwall kamen, blieben sie ein halbes Jahr davor stehen, obwohl sie genau wußten, daß er funktionsunfähig war. In dieser Zeit schickten sie ihre Bomber und ließen ihr ganzes Kriegsmaterial auf deutsche Städte regnen. Obwohl diese keinerlei strategische Bedeutung hatten. So starben die unersetzlichsten Kulturgüter: in Nürnberg, Mannheim, Freiburg, Frankfurt, Mainz, Köln, Münster, sogar in Straßburg (mit 4 000 zivilen Toten).

Martin Stankowski fügt hinzu: "Und als die Alliierten dann mühelos durch den Westwall marschierten, gingen sie in den letzten Kriegstagen nicht etwa um Paderborn oder Hildesheim herum, sondern bombten diese großartigen alten Städte in Schutt und Asche."

"ich bin überzeugt," sagt die Sprecherin, "daß wir als Museum auch die Aufgabe haben, die Zerstörung der Kultur des Zweistromlandes am Anfang des Jahres 1991 vor aller Augen zu stellen."

Beifall.

Judith Prieberg ergänzt: "Fügen wir auch gleich die serbische Zerstörung von Dubrovnik hinzu."

"Warum stehen wir diesen Tatsachen so wenig berührt gegenüber?" fragt Lukas Maria Böhmer.

Luc Jochimsen: "Weil sie nicht vor unserer Haustüre geschehen."

"Dann bringen wir sie doch vor die Haustür! Holen wir sie ins Museum, das damit zu einem Ort der Verarbeitung wird!"

Zweiter Akt: Die existentielle Dimension.

Abends treffen sich einige Journalisten und die Sprecher-Gruppe der Opposition im Staatsmuseum im Haus des Pfarrers Michael Wohlfarth und der Kulturamtsleiterin Margard Wohlfarth.

"Krieg und Frieden gehören zu den bewegendsten Dimensionen dieser bewegten Welt", sagt der Pfarrer. "Können wir wirklich so tun, als fänden sie in so bedeutenden Institutionen wie den Museen nicht statt? Neben den Archiven sind die Museen die wichtigsten modernen Sammel- und Darstellungsstätten unserer Kultur. Aber ist es Kultur, wenn die Bilder und Gegenstände dort unaufbereitet liegen bleiben?"

Ein italienischer Gast, der gebildete Bürgermeister von Anghiari, Franco Talozzi, zitiert einen Aufruf, den um 1350 der Literat aus seiner Heimatregion, aus Arezzo in der Toskana, Francesco Petrarca, geschrieben hatte: "Ai signori d' Italia . . . invocazione alla pace." An die großen Herren von Italien - ein Aufruf zum Frieden. Petrarca untersucht darin die menschliche Psychologie. Und er klagt die Herren an: Ihr glaubt, iel zu sehen, aber ihr eht nichts. Setzen wir virtù contro furor - also Fähigkeit an die Stelle des Schreckens. Petrarca endet mit den Worten >Pace pace pace<.

Dritter Akt: Der öffentliche Diskurs

Das Publikum erfährt immer mehr über den Streit im Staatsmuseum. Die Besucherzahl steigt, ohne daß sich in der Anordnung auch nur das Geringste verändert hätte. Denn nun diskutieren viele Leute mit - gefragt und ungefragt.

Alle disziplinarischen Maßnahmen gegen die Mitarbeiter scheitern. Eine Suspendierung vom Dienst muß zurückgenommen werden. Eine zweite wird nicht ausgesprochen, weil die betroffene Mitarbeiterin verheißt, sie werde sie zum Forschen über dieses Problem benutzen.

Die Auseinandersetzung entwickelt sich zum politischen Fall und schlägt Wellen. Die Zunft der Militärs mischt sich ein und sagt, ihr Berufsstand werde diskriminiert. Soldaten seien keine Mörder, sondern Kämpfer für den Frieden.¹ Sie wundern sich über das Gelächter, das sie auslösen.

Das Komitee stellt fest: "Jetzt läuft endlich der Prozeß an, der schon lange nötig war: ein öffentlicher Diskurs."

Überall entstehen Fragen und es wird entdeckt, Vor allem von ihren Reisen bringen Leute Abbildungen und Hinweise mit und geben sie in der Arbeitsstelle des Komitees ab. Diese macht nun kleine Ausstellungen dazu. Freiwillige helfen. Auch Lehrer mit ihren Schulklassen.

Der Schriftsteller und Journalist Gian Franco Vené bringt aus dem Museum in Città di Castello das Plakat eines Bildes. Dieses Gemälde fertigte Luca Signorelli 1498 für die Minderbrüder-Kirche

¹In Italien erschien im Oktober 1991 ein Plakat mit dem Text: >Tag der Streitkräfte. Mit ihnen für den Frieden<.

San Domenico an. Wir erkennen eine Hinrichtung: Ein Mann ist an einen Pfahl gefesselt und wird mit Pfeilen erschossen.

Der Schriftsteller vermutet, daß es eine antimilitaristische Darstellung des wachen, intelligenten Malers sei. "Vorn sehen wir die wichtigste Figur des Bildes - aber in einer Rücken-Ansicht. Selten in der ganzen Kunstgeschichte wurde ein Arsch so deutlich in den Blickpunkt eines Bildes gerückt. Für jedermann war diese Bewertung des Vorganges zum Greifen deutlich.

Zweiter Hinweis: Der Mann an der Seite, der den Auftrag zur Hinrichtung gibt, hat das Aussehen eines Söldner-Führers, heute würden wir sagen: eines Generals. Dieser Herr hat sich das Gewand eines römischen Kaisers angezogen, Und im Profil wird er wie ein Kaiser dargestellt.

Dritter Hinweis: Schauen Sie sich die Triumph-Zeichen des Militärs an. den Triumph-Bogen, das Kolosseum und weiteres. Sehen Sie genau hin! Was entdecken wir? Sie sind Ruinen. Auf ihnen wachsen kleine Bäume."

Angsichts dieser Aufklärungsaktionen spricht der Direktor des Staatsmuseums von betriebsfremden Aktivitäten und ordnet ihre völlige Unterlassung an. "Das Museum", sagt er auf einer Presse-Konferenz, "muß wieder lernen, sich auf seine eigentliche Aufgabe zu konzentrieren."

Vierter Akt: Die Utopie.

Die Landes-Regierung wechselt. Sie erhält eine Ministerin, die dem Direktor des Staatsministeriums eine Reform abverlangt. Dabei beruft sie sich darauf, daß ein Museum wissenschaftlich zu arbeiten habe - und folglich den Wissenschaftspluralismus berücksichtigen müsse.

Zur Begleitung wird ein wissenschaftlicher Beirat eingerichtet, auch mit einer schiedsrichterlichen Aufgabe. Um nicht den eigenen Saft der Zunft weiterschmoren zu lassen, werden Professoren aus anderen Wissenschaftszweigen dazu geholt. Denn es heißt, die Kunstgeschichte habe einigen methodischen Rückstand wettzumachen. Damit keine Geheimräte entstehen, gibt die Ministerin der Gruppe zwei Journalisten bei.

Jetzt wird jede Art Vergattern zur Vrschwiegenheit abgeschafft. Auch vor dem Hintergrund, daß die Besucher-Zahlen ds Museums in dem Maße steigen, wie diskutiert wird.

Der Direktor bleibt eine harte Nuß, die nicht einfach geknackt werden kann. Den Ruf nach Entlassung treten die Reformer selbst entgegen. Sie wollen keine Umkehrung der Verhältnisse. Es soll an Lösungen gearbeitet werden, die den langen Absolutismus nicht durch einen neuen ersetzen, sondern wirklich abschaffen. Dabei müßten die Personen als Personen respektiert werden.

Als die Auseinandersetzung einen weiteren Höhepunkt erreicht, dekretiert die Ministerin - nach einigem Abwägen zwischen Reform und Autonomie der Institution -, daß es der Reform zustehe, eine Abteilung des Statsmuseums nach ihren Vorstellungen zu gestalten. Mit dieser Lösung werde es nun endlich für Wissenschaftspluralismus Raum geben.

Zu Hilfe kommt die Tatsache, daß in einigen Jahren in der Landes-Hauptstadt eine weltweite Messe stattfinden wird. Innerhalb dessen, so wünschen es Gruppen, soll in einem großen Pavillon das Thema dargestellt werden: Handel als Herausforderung und Motor zur Zivilisierung der Gewalt.

So erklärt die Regierung in einem Anfall von kultureller Begeisterung, der von vielen ungläubig beobachtet wird, das Projekt der Darstellung von Krieg und Frieden zu ihrem Projekt und stellt drei Millionen DM für die Ausstellung im Expo-Pavillon zur Verfügung.

Fünfter Akt: das Museum der Zivilisationstheorie

Flugblätter kursieren. Sie greifen die Museen an. Die Vorwürfe: "Es sind Wallfahrts-Stätten. Oder fürstlich-staatliche Schatzkammern." Gefordert wird, daß die Präsentationen zu Medien der nachdenklichen Untersuchung werden. Als Leitbild erscheint das Historische Museum in Amsterdam. Und, als Beispiel für eine Arbeit mit wenig Finanzen, das kleine Salz-Museum in Lüneburg.

In einer öffentlichen Diskussion wirft Sergej Unterberg Museumsleuten vor: "Ihr seid besessen von der Biederkeit, Gegenstände einfach nur vorzuweisen. Meist sieht es so aus, als käme es euch bloß darauf an vorzuführen, wie pedantisch ihr imstande seid, sie bürokratisch aufzuheben!"

Michael Fehr weist darauf hin, daß er in Hagen - innerhalb des Museums- ein Museum der Ideen entwickelt habe. Weitere Hinweise erinnern an Ausstellungen des Werkbund-Archivs in Berlin.

"Anstelle des >Museums der aufgehäuften Gegenstände<", so resümiert die Arbeitsgruppen-Moderatorin, "soll ein >Museum des Nachdenkens und der Ideen< entstehen.

Jasmin Doosreh: "Das hat seine inneren Gründe aus der Sache selbst: Sie stellt eine Dimension dar. Und eine moderne Sichtweise."

Burkhard Fehr: "Hinzu kommt ein weiterer Grund: Wir brauchen eine neue Verhandlungs-Konstellation mit dem Publikum. Zum Verhandeln des Gegenstandes."

Die nächste öffentliche Diskussion öffnet das Thema entscheidend. Peter Gleichmann regt an, das Thema >Krieg und Frieden< zu erweitern. "Es genügt nicht, die Zeit-Spanne zwischen Kriegserklärung und Kapitulation zu sehen. Es gibt auch die langen

Vor- und nachkriegszeiten mit ihren Mentalitäten, die vom Krieg geprägt sind."

Als ein Journalist das genauer wissen will, sagt der Soziologie-Professor: "Eine Nachkriegs-Mentalität, die bis heute verbreitet ist, beschränkt sich immer noch angstvoll-defensiv aufs Überleben, statt darüber hinaus auf eine kulturelle Entfaltung der Kräfte zivilen Denkens und Lebens zu setzen."

Peter Gleichmann stellt eine zweite Erweiterung des Themas vor Augen: "Wir müssen in weit größerem Umfang untersuchen und darstellen."

Zuruf: "Rechtsradikalismus."

Zuruf: "Skin-Heads."

Zuruf: "Gewalt gegen Ausländer."

Zuruf: "Gewalt gegen Kinder."

Zuruf: "Gewalt gegen Frauen."

Zuruf: "Der tägliche Bürger-Krieg von Millionen von Menschen mit ihren gestylten Panzern."

Zuruf: "Felder von Gewalt sind als Spielfelder freigegeben. Oft unerkant. Oft als Erfolg gefeiert."

Peter Gleichmann resumiert: "Wir haben es in der menschlichen Gesellschaft auch mit erheblichen Gewaltpotentialen zu tun. Tagtäglich. In vielen Bereichen. Das Gegenteil zum violenten Verhalten bezeichne ich als ziviles Verhalten. Norbert Elias hat dazu eine Theorie der Zivilisation entwickelt. Ich kann mir vorstellen, daß ein Museum der Ideen sie weiterentwickelt und an ihren Exponaten sinnlich greifbar macht."

Diskussionsteilnehmer verstärken diese These. Sie sagen, nun genüge es nicht mehr, mit einzelnen Fällen und einer Einzelfall-Ethik zu operieren, sondern man müsse nun mit dem Publikum eine mentale Struktur erarbeiten.

Sergej Unterberg: "das Fehlen dieser mentalen Struktur erklärt, warum vor und im Golf-Krieg 1991 ein bedrohlicher Konformismus in fast allen deutschen Zeitungen und Zeitschriften, voran >Zeit< und >Spiegel<, herrschte".

Der Stadt-Historiker Josef Kopp berichtet: "Meine Gymnasial-Lehrer waren im 2. Weltkrieg Offiziere gewesen. Anschließend verlängerten sie - teils bewußt, teils unbewußt - den Krieg: ins Klassenzimmer und in die Gehirne von uns Schülern. Keiner hatte die geringste Lust, uns die Stadt-Kultur des alten Griechenland und Italiens zu erklären. Aber wir mußten im Geiste mitmarschieren, wenn wir den Preis der Eintrittskarte zur Universität erhalten wollten: im Militär des Söldner-Führers Xenophon und des Staatsstreichler-Generals Caesar."

Der Schriftsteller Gian Franco Venè: "Zum Gewalt-Potential gehören die Vorurteile. Was bedeutet es, wenn in jedem Ort Leute davon überzeugt sind, daß die Bewohner des nächsten Ortes mit den Krokodilen Unzucht treiben und Kinder fressen."

Peter Gleichmann resumiert: "Wir haben nun die Aufgabe, eine zivile Kultur zu entwickeln. Sie soll sowohl die Individuen wie auch die Gruppen, d. h. alle sozialen Gefüge, eingeschlossen der Staat, zivilisieren."

Der Historiker Wolfgang Ruppert analysiert den Widerspruch der Moderne, der aufzulösen sei: Die Industrialisierung habe zu einem grenzen-überschreitenden Austausch von Patenten, Produktions-Methoden, Spezialisten und Waren geführt. "Das System und die Apparate besitzen inzwischen eine so integrierte Struktur, daß es nicht nur anachronistisch ist, sondern vor allem höchst gefährlich, Konflikte noch mit violenten Mitteln wie Kriegen zu lösen. Das Industrie-System ist in allen Ebenen auf Zivilisierung des Gewalt-Potentials hin angelegt. Kurz: es funktioniert nur, wenn Konflikte produktiv bewältigt werden. Das gilt auch für den sozialen Umgang miteinander. Und für den kulturellen."

Die Kunstwissenschaftlerin Annegret Jürgens-Kirchhoff: "Es ist nun eine Kultur zu entwickeln, die dies in allen feldern vorwärts treibt."

Die Rundfunk-Autorin Roswitha Kraus: "Eine soziale Utopie."

In der nächsten Arbeitsrunde zeigt der Stadt-Historiker Josef Kopp an Beispielen aus Straßburg und Altenburg, daß die Stadt-Kultur vom hohen Mittelalter bis zu ihrem Einbrechen durch den 30jährigen Krieg einen hohen Grad an zivilen Umgangsweisen entwickelt hatte. "Die Vielfalt und Unterschiedlichkeit wurde als Pluralismus akzeptiert und damit zur Kultur eines positiven, produktiven Prinzips gestaltet."

Vittorio Dini trägt seine These vor: "Nur die verbisterten neurotisch pathologischen Typen sind violent und erzeugen Progrom-Stimmungen gegen solche, die sich nicht wehren können. Leute, die selbst nicht leben können, mögen auch nicht, daß andere Menschen leben. Der Selbst-Haß produziert den Haß auf andere. Aber die Leute, die gern leben, lassen gern auch andere leben. Sie sind tolerant, zugänglich, pluralistisch."

Fasziniert hören die Versammelten, wie dieser typische Toskaner seine historische Erfahrung ausbreitet: "In den Städten, in denen viele Bürger zu Wohlhabenheit kamen, erkannten sie, daß ihr Leben kostbar ist. Dann hatten sie allmählich keine Lust mehr, das sinnngeminderte Leben des Soldaten am eigenen Leibe zu erfahren. Denn sie hatten viel zu verlieren: Eigentum und gutes Leben. Daher ließen sie lieber Krieg führen: durch gemietetes Militär - durch mercenari. Da dies viel Geld kostete, versuchten sie, solche kriege zu vermeiden. Oder so wenig wie möglich zu führen."

Der Organist Prof. Arno Schönstedt erinnert sich an seinen Schützengraben im 2. Weltkrieg: "Dort hat das Leben nichts gegolten. Ich war ein Nichts. Der Soldat gibt sich selbst auf. Nur mit solchen Leuten ließ sich damals Krieg führen."

Jörg Boström führt das Beispiel des Fotografen Capa an, der im Schützengraben umkam - als Reportage-Fotograf: "Er war ein

Typ, dem dieses sinnlose Sterben für Gott, König; Vaterland, die Micky Mouse, die Waffenfabrik in Los Angeles, den Präsidenten, die heiligsten Güter der Nation so berührte, daß er in extremem Maße mitgelitten hat - und sein Leben dafür einsetzte und verlor, dieses Absurde sichtbar zu machen."

In der nächsten Arbeitsrunde wird gefragt, wie sich eine Zivilisations-Theorie darstellen lasse. Anfangs herrscht Skepsis. Sie wir eher Medien wie Büchern, Zeitungen, Zeitschriften, auch dem Fernsehen zugeschoben.

Auf den Einwand, daß viele Ideen, zum Beispiel der Rassismus, unsinnlich wären, weist Richard Heß auf den Environment-Künstler-Kollegen Edward Kienholz hin. "Er zeigte auf einer Documenta in Kassel eine aufregende Szene: Die Scheinwerfer von vier Autos kreuzen sich. Die Blicke der Fahrer starren zynisch in den Focus-Punkt: dort kastrieren vier Weiße mit einem Messer einen Schwarzen."

"Jede Art von Gewalt", sagt der Architekt Brian Anson, "ist mit dem Verlust oder Verfall der Sinne verbunden."

"Im Schützengraben", berichtet der Organist Arno Schönstedt, "verliert der Soldat seine Sinne - das war schrecklich für mich."¹

"Ähnliches gilt aber auch für das Autofahren."

"Eine Dimension des Problems besteht immer darin, daß das Problem nicht bemerkt wird."

In der Museums-Werkstatt entstehen Orte der sinnlichen Erfahrung, etwa wie sie Hugo Kückelhaus konzipierte. Wir treten in einen schönen hellen Raum ein. Eine Bekanntmachung an der Wand und eine Stimme aus dem Radio heißen uns, die Fenster zu verdunkeln. Wir werden gebeten, uns in die beiden Betten zu legen. Plötzlich weckt uns eine heulende Sirene.

Helga Bartz schickt uns zu einem Keller-Abgang. Unten stehen wir wie im Flöz eines Bergwerkes zwischen Holzbalken, die die Decke stützen. Der Künstler Günter Ücker hat ein solches Environment für das Museum in Goslar geschaffen². Wir legen uns in die schmalen Etagen-Betten. Beklemmung. Kärgliches Kerzenlicht. Wir hören Flugzeuge. Detonationen von Bomben lassen uns zusammenfahren. Dann bebte die Erde.

Schweißgebadet steigen wir ans Tageslicht.

Wir erfahren aber nicht nur vieles über den Krieg, sondern auch über Gewalt im Alltagsleben.

Viele Eltern reden mit ihren Kindern über die Erfahrungen. Viele besuchen das Museum in der Hoffnung, daß die Kinder dann den Kriegsdienst verweigern. Das Militär protestiert. Der

¹Er benötigte lange Zeit und eine ungeheure Energie, um seine verwundete Hand wieder auf die Höhe der sinnlichen Darstellungsfähigkeit zu bringen, die für ein künstlerisches Orgelspiel notwendig war.

²So wurde im Theater Straßburg ein Stück von Franz Kafka inszeniert.

Allgemeine Deutsche Autisten-Club verdammt die negative Bewertung der Automobil-Violenz.

Viele Menschen spüren, daß in diesem Museum eine Dimension ernstgenommen wird, daß sie reflektierendes Zuhören anregt, daß sie lieber Fragen stellt statt zu behaupten, daß sie ein Gespräch in Gang setzt. Angesprochen wird der ganze Mensch - mit Kopf und Gefühlen. "Mitten im Schrecken", sagt Monika Werth, "habe ich doch das Gefühl der Wärme, eine positive Selbstverstärkung, die mich zum Verändern stark macht."

Die nächste Konferenz bespricht, wie sich in diesem neuen Museum der Ideen die ausgestellte Gegenstandswelt erweitern kann.

Die Bildhauerin Bärbel Dieckmann: "Wir werden unzivile Handlungen aller Art mit ihren Vorstellungen und Funktionsweisen sowie ihren Folgen darstellen: Schießen, Schlagen, Vergewaltigen, Autofahren."

Die nächste Konferenz diskutiert über Tabus. Gerard Rudies Ruddies berichtet, er habe darüber nachgedacht, was dem Selbstmörder durch den Kopf gehe, der sich vom Straßburger Münster stürzt. Er will sein Leben wegwerfen - wie ein Soldat. "Die Zeit des Fallens ist jedoch sehr lang - eine Ewigkeit. Ich stelle mir vor, da er - den Tod vor Augen - zurückmöchte. Wie groß ist sein Entsetzen, daß es kein Zurück gibt. Ebenso ist der Krieg, der stets vom Zaun gebrochen wird, unumkehrbar.

Ein weiteres Tabu benennt: "Ich bin gespannt, wann es ins Bewußtsein kommt, daß der Krieg immer der Krieg der Männer ist. Wenn dieses Wahnsinns-Aggressionspotential der Männer nicht zivilisiert wird, geht es immer weiter mit dem Krieg."

Die Runde schweigt betroffen. Jemand sagt spitz: "Hier spricht die Frauen-Bewegung."

"Nein", sagt Judith Prieberg, "hier spricht einzig die Empirie, die sich nicht mehr durch Tabus den Blick verstellt und sich nicht mehr das Maul verbieten läßt:"

In der nächsten Konferenz trägt der Kupferstecher Jochen Geilen die These vor, es genüge nicht, allein die Gewalt darzustellen. "Ich denke, durch das ganze Museum muß sich eine zweite Ebene ziehen, die mir, dem Besucher sagt: Angesichts des Todes, der in der Gewalt sichtbar wird, fühle dich herausgefordert: lebe! Entwickle dein Leben!"

Es entsteht eine lange und kontroverse Diskussion.

Der Stadt-Historiker Josef Kopp: "Wir leben seit Jahrhunderten in einer Suizid-Gesellschaft. Schaut euch die Gesichter an, wenn der Tag nicht strahlend ist. Wieviele Menschen geben schon lange vor ihrem Tod und Tag für Tag ihr Leben ab! Dieses freiwillige Nicht-mehr-leben-Wollen vor dem Tod nenne ich ein Selbstmord-Verhalten."

Zwischenruf: "Jeder richtet sich ein, wie er´s möchte."

"Kein Zweifel, aber dieses Selbstmord-Verhalten hat üble Folgen für andere, die das nicht wollen."

"Nämlich . . . ?"

"Ebenso blind und rücksichtslos, wie es mit sich selbst umgeht, ist es gegenüber dem Leben von anderen . Es fördert kein Leben."

Fragen nach erlebbaren und ausstellbaren Gegen-Bildern entstehen.

Judith Prieberg zeigt Dias von den >Poetischen Orten<, die der italienische Dichter und Drehbuch-Autor Tonino Guerra macht.

Sechster Akt: Das Museum als stadt-kultureller Arbeitsort

In einer weiteren Konferenz berichtet der Journalist Martin Stankowski, er habe auf der >Messe der konkreten Utopien< in Città di Castello ein sardisches Theater gesehen: Ein Schauspieler-Paar führte ein Museum des Fliegens vor. Die Flug-Apparate waren eine Mischung von Leonardo da Vinci und Tinguely. "Das bringt mich auf die Idee, mir ein Museum zu wünschen, in dem es einiges als Theater gibt. Tagtäglich."

Zuruf: "Wir können Gegenstände in Bewegung setzen."

Martin Stankowski antwortet: "das ist gut. Aber ich denke an noch mehr: an Schauspieler, die im Museum engagiert sind und dort fest arbeiten."

"Über die meisten künstlerischen Phänomene haben wir nicht, oder nur wenig nachgedacht."

"Im Museum brauchen wir alle Künste."

Die nächste Konferenz fragt: Wie können wir einen Dialog mit dem Zuschauer in Gang setzen? Einen wirklichen Discorso.

"Hierzulande ist eine Diskurs-Form der Darstellung so lange künstlich, wie sie in der Wirklichkeit nicht stattfindet. Hier hält jeder einen Monolog: eine Predigt. Oder er schweigt - und schickt einen Artikel, intensiviert also lediglich den Monolog. Der italienische Dialog aber hat seinen Ort täglich auf der Straße. Setz dich in einen Omnibus und höre, wie die Leute reden! - Wie kommen wir aus der traditionellen deutschen Prediger-Tradition des Monologes heraus?"

Die Specher-Gruppe: "Dies führt uns dazu, die Konzeption des Museums ein weiteres Mal zu überdenken."

Martin Stankowski: "Ich schlage vor, daß es auch eine Arbeitsstätte für die Stadt wird. Hier kann dann urbane Arbeit geleistet werden. Sie drückt sich aus in Stadt-Führungen, >Sprechenden Tafeln<, Arbeit in Schulen, mit Lehrern und mit Zielgruppen."

Sergej Unterberg trägt seine Philosophie der vielen kleinen Schritte vor: "Das Budget ermöglicht es, kleine Summen für viele Kleinprojekte einzusetzen. Sie werden mit Schulen, Gruppen und

Professionellen gemacht. Auf diese Weise wächst das Museum. Auch nach draußen."

Der Dichter Tonino Guerra eröffnet die neue Abteilung des Staatsmuseums: "Wir haben eine neue Art des Museums geschaffen: ein Museum der Ideen, das zugleich eine Arbeitsstelle der Zivilisations-Theorie ist. Dahinter steckt eine Poetik, deren Kern ich ganz einfach formulieren möchte: Der Tod ist die größte Herausforderung, für das Leben zu sorgen - das heißt: entfaltet zu leben. Gegen alle offenen und versteckten Dimensionen des Krieges wollen wir eine Kultur des Lebens entwickeln. Damit überwinden wir, um mit den Worten des Bürgerrechtlers Wolfgang Ullmann zu sprechen, den Mangel an Lebenskompetenz. Wir gewinnen Lebenskompetenz - mit Hilfe der Künste."